

Die Arbeit der Trauer

Wolfgang Hermanns „Abschied ohne Ende“

Ein Jahr, heißt es, währt die Trauer, und rund ein Jahr nach dem Tod seines Sohnes beginnt in *Abschied ohne Ende* der Vater zu erzählen. Die kleine Geschichte einer weniger endlosen als unendlichen Trauer um den Verlust des eigenen Kindes, aber auch um den Verlust der eigenen Biographie: „Fabius’ Tod war nicht einfach nur sein Verlöschen. Sein Tod war die Auslöschung einer ganzen Welt.“ Mit dem Tod des Kindes wird das eigene Leben fraglich, kommen die Fehler der Vergangenheit überdeutlich ans Licht, zeigt sich, wie fragil der scheinbar selbstverständliche Alltag ist. Ein Zusammenbruch ist die Folge, der Sturz in eine peinlich genau geschilderte Depression, in der „der schwarze Knoten Angst“ jederzeit alles Leben ersticken kann und die sich erst nach einem Jahr der Trauer etwas lichtet.

Im Gegensatz zu seinem Protagonisten hat der aus Vorarlberg stammende Schriftsteller Wolfgang Hermann mehr als zehn Jahre gebraucht, um die Geschichte über den Tod seines Sohnes fertig zu schreiben, um ihn in eine Erzählung zu verwandeln, die in loser Abfolge die Stationen der Trauerarbeit nachvollzieht. Die Geschichte ist rasch erzählt. Anna und der namenlose Ich-Erzähler sind beide sind noch Schüler, als sie sich ineinander verlieben. Sie wird schwanger, verlässt die Schule, er beendet sie mit Mühe. Gegen den Willen ihrer Eltern bringen sie das Kind zur Welt, scheitern aber an den Umständen und an sich selbst. Er zieht in die Hauptstadt, beginnt ein Studium, sie kommt zu ihm, ohne Kind, das bei ihrer Mutter bleibt, reist aber vorzeitig wieder ab, zurück ans andere Ende des nie genannten Landes, besucht ihn immer seltener, bis schließlich jemand auftaucht, der ihr mehr Sicherheit gibt und „für sie da ist“. Dem Ende dieser „ersten und großen Liebe“ folgen Liebschaften beiderseits, Fabius, das „Kind der Liebe“, wächst heran, wird ein sogenanntes Problemkind, das Graffitis an öffentliche Gebäude sprayt, in der Schule Ärger bereitet, beim Stehlen erwischt und wegen Drogenbesitz festgehalten wird. Mit sechzehn kommt er deshalb zu seinem Vater in die Hauptstadt. Dort beginnt ein gegenseitiges Kennenlernen, ein langsames Herantasten an ihre sich fremden Existenzen, der Versuch, sich zusammen ein neues Leben zu erfinden in unbekanntem Rollen. Ein Versuch, der zu gelingen scheint, denn Fabius lebt sich in der neuen Umgebung, in der Schule ein, verliebt sich, findet trotz seines Außenseitergestus’ soziale Anerkennung. Doch plötzlich endet alles, eines Morgens, an dem „die Zeit verschwand“: Der Vater steht vor der Leiche seines Sohnes,

der über Nacht gestorben ist. Tags zuvor hatte Fabius Fieber gehabt, war längere Zeit schon blass gewesen, aber in seinem Alter schien dies normal. Ein plötzlicher Herztod, während der Vater geschlafen hatte, ohne etwas zu bemerken.

In Rückblenden wird diese Geschichte erzählt, erst bruchstückhaft, dann immer zusammenhängender, durchmischt mit den Schilderungen des Zusammenbruchs des Vaters, der von seinen universitären Lehrerpflichtungen freigestellt ist und sich ganz seinem Schmerz widmen kann. Und er tut dies in einer peinigenden, auch die Leserin, den Leser peinigenden Schonungslosigkeit angesichts der eigenen Verzweiflung, der eigenen Schwäche, des eigenen Unvermögens, mit dem Tod umzugehen. Immer wieder kommt er auf dieselben Bilder zurück: Sein „Herz schien wie umgestülpt“, „die Haut der Welt“ stülpte sich ihm „mit einem Mal um“, er fühlte sich „seitdem ohne Haut“. Zugleich wird er sich der Spracharmut des Schmerzes bewusst, der sich in Allerweltssätzen Luft zu machen versucht, ihnen aber auch eine neue Bedeutung hinter der Banalität des Ausdrucks verleiht: „(...) nichts mehr würde wie früher sein. Einen solchen Satz hätte ich (...) früher als pathetisch und übertrieben abgetan. Nun nicht mehr.“ Bis schließlich der Pathos der Trauerarbeit und ihre Lähmung übergehen erst in Wut, dann in Erkenntnis: „Der Tod war ohne Körper, er war nur eine Form, ein Übergang, ohne Ende.“

Abschied ohne Ende ist ein Buch über die Unbegreifbarkeit des Todes, aber auch ein Versuch, über die Liebesunfähigkeit zu reflektieren, über das Scheitern am Alltag der Beziehungen, über das Leben in ungeordneten Verhältnissen. Und es stellt die Frage nach der Kluft zwischen den Generationen, nach der Kluft zur alten, schweigsamen, unzugänglichen Kriegs- und Nachkriegsgeneration der Väter und Mütter, mit der es oft keinen Austausch gab, und nach der Kluft zur Generation der Kinder, mit denen die nun selbst Eltern Gewordenen sprechen wollen, von denen ihnen aber wiederum oft das Wort verweigert wird. Was tun diese „weicheren Väter“ mit ihren Kindern, deren Hosen weit hinunterhängen, die Skateboard fahren und stundenlang alleine im Zimmer Gitarre spielen? Und dies zu Musik, die eigentlich eher der Generation ihrer Väter zugehörig scheint als der ihren, wie etwa *Beyond the Missouri Sky* von Pat Metheny und Charlie Haden?

Wolfgang Hermann ist ein Meister der kleinen Form und der präzise geschilderten Beobachtung, mit Blick für das Detail und einer Prosa, die in ihrer ausgefeilten, uneitlen Verhaltenheit ihresgleichen sucht. Er hat es in seinen nunmehr dreiundzwanzig Büchern immer wieder bewiesen, in seinen eindrücklichen Beschreibungen von Orten hier und

anderswo, in seinen meist kurzen Romanen mit ihren scheinbar einfachen Geschichten, die benennen, ohne zu zerreden, sich auf das Wesentliche konzentrieren. So auch hier, in diesem Buch, das, wie Hermann in einem Interview meinte, „auch mein Buch“ sei, „ein Essay meines Lebens“. Ein bitterer Essay, schonungslos erzählt, vor allem den eigenen Schwächen gegenüber. Auch wenn am Schluss das Leben gewinnt, gegen alle Evidenz, weil es weitergeht und nach einem Jahr die Trauer zwar nicht endet, aber lebbar wird.

Georg Pichler

Wolfgang Hermann: Abschied ohne Ende. LangenMüller, München 2012, 102 Seiten.